

DRINNEN & DRAUSSEN

Grog im Juli auf MS Rheinsberg. Mit dem Boot durch Preußens Arkadien – ansehnlich auch hinter Regenschleimern.

Seite W2

HORIZONTE

Was allen gehörte, soll nun einen Besitzer haben. Eigentum in Ost-Deutschland. Ein Rückblick auf die Jahre des Übergangs.

Seite W3

LEBENSART

Mango, Joghurt, Speck – welches Aroma hätten Sie gern? 7000 Geschmäcker in Pulverform hält die Industrie bereit.

Seite W4

SACHBUCH

Eine Polemik aus der Führungsbrutstätte und endlich ein souveränes Wagner-Buch aus dem eigenen Haus.

Seite W6

LITERATUR

Planspiele der Subtraktion: Reinhard Lettau war ein grotesker Realist und radikaler Sprachartist – nun liegt sein Gesamtwerk vor.

Seite W7

SONNTAG

Weltspiegel

12. JULI 1998
Nr. 16 393

Zu Besuch in einem ordentlicher. Land der Überraschungen. Wie ein Ostdeutscher in der Schweiz die DDR wiederentdeckt.

Wo die Uhren anders gehen

VON MICHAEL SCHINDHELM

Jacob Burckhardt, der Stadt Basel großer Sohn, der laut Nietzsche den Vorrang dieser Stadt an Humanität begründet hat, Jacob Burckhardt, Kunsthistoriker des 19. Jahrhunderts par excellence, Beschwörer raunender Imperfekte, Anreger von Kunstsammlungen und Museumsgründungen, Jacob Burckhardt also macht seit kurzem Schwierigkeiten, nämlich seitdem er auf dem neuen Eintausend-Franken-Schein abgebildet ist. Ein Antidemokrat sei er gewesen, haben einige Nationalkritiker festgestellt, und nun hat man angeblich auch noch antisemitische Äußerungen in seinem Nachlaß gefunden. Welche Malaise!

Feinlich ist das Ganze freilich auch deswegen, weil der Gegenwert zu diesem Jacob Burckhardt-Tausend-Franken-Schein teilweise aus jenen nachrichtenlosen Tresor-Vermögen gebildet wird, die in den zurückliegenden Monaten für so viele Nachrichten gesorgt haben. Neues Geld, neues Unglück: „Swiss bashing“, Schweizer verprügeln, sagt man neuerdings in den USA. Nun gibt es auch „Swiss self-bashing“. Und das ausgerechnet in diesem Jahr, in dem die Schweiz gleich dreier Jubiläen gedenkt: der 350. Wiederkehr des westfälischen Friedens von 1648, des Untergangs der Alten Eidgenossenschaft, der sogenannten Helvetik, 1798 und der Geburt des heutigen Bundesstaates 1848.

Obwohl Schweiz und Revolution zwei antagonistische Welten zu bezeichnen scheinen: Es muß Zeiten gegeben haben, in denen das nicht so war. Zumindest als Erholungsheim für Revolutionäre war die Schweiz beliebt. Richard Wagner und James Joyce, Lenin und die Dadaisten – ein Dorf im Tessin machte Michail Bakunin sogar zum Ehrenbürger. 1798 standen sogar – auf französische Vermittlung allerdings – Schlösser in Flammen. Man legte also selbst Hand an... Inzwischen haben sich die Dinge beruhigt.

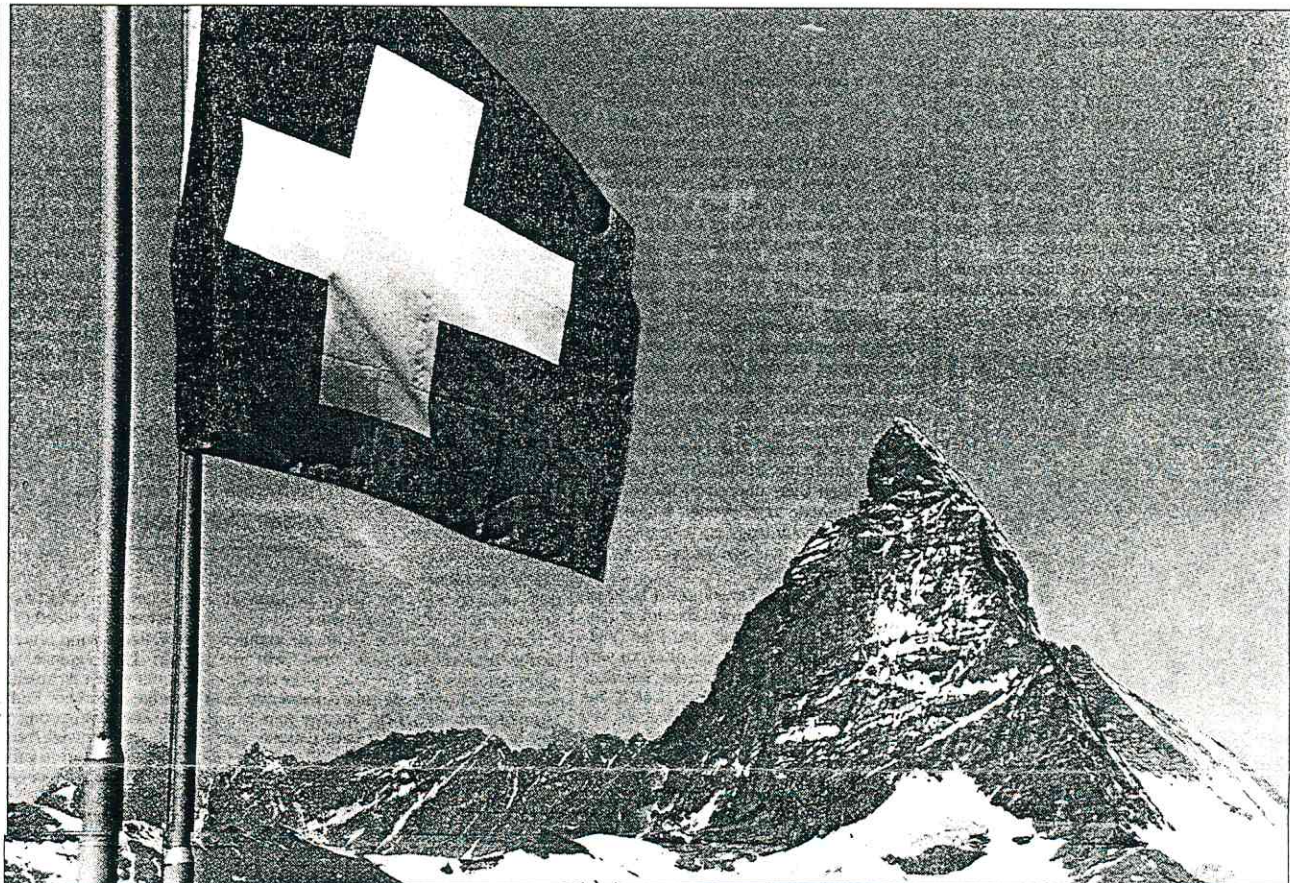
In der Malzgasse ist mir vor ein paar Wochen eine Dame begegnet, die ich von unseren Premieren am Theater und auch sonst gut kenne. Auf dem Weg vom Supermarkt nach Hause, zog sie einen berädeten Einkaufswagen hinter sich her. Diese Dame, Anfang siebzig, hat im vergangenen Jahr mit ihrem Familienvermögen einen Gewinn von acht Milliarden gemacht. Durch günstige Anlagen, wie in der Wirtschaftspresse zu lesen war. Sie ist vermutlich die reichste Frau Europas. Seit langem. Seit langem kauft sie beim Migros, und sie wird's sicher auch weiterhin selbst tun.

In Basel gibt es Leute, die vor ihren Villen mehrere Briefkästen und Klingeln anbringen lassen, damit der Eindruck entsteht, sie bewohnen ihre Häuser nicht allein. Diese Leute tragen Familiennamen, die es auch anderswo gibt, die aber in diesem Falle signifikant anders geschrieben werden: Anstelle mit einem schnöden „k“ oder „t“ schreiben sie ihren Namen mit „ck“ und „dt“, wo anderswo ein „f“ steht, gehört hier ein „v“ hin, Umlaute sind nicht „ä“ und „ö“, sondern „ae“ und „oe“. Diese Zeitgenossen gehören zum Basler Daig, jener kleinen Patriziergesellschaft, die seit Jahrhunderten nicht nur das städtische Geschehen in Politik, Wirtschaft und Kultur bestimmt. Man ist Hauptaktionär bei einem Weltkonzern und Mäzen für die Avantgarde. Man ist engagierter Politiker des konservativen Flügels und betreut zuhause Kinder, deren Vater als Arzt auf der Seite der Guerillas in Südamerika und Kuba kämpft.

Dieses Häuflein Bürgeraristokratie markiert wie wohl selten noch irgendwo sonst in Europa in dieser Konzentration das idyllische Aequilibrium der sozial engagierten Bourgeoisie. Wohlstand als Verpflichtung zu gesellschaftlichem Wirken, als Impuls zur Förderung der Kunst. Man schreibt die Familienchronik in der Regel seit Jahrhunderten, viele Stammväter sind in den Wirren der Bauern- und Reformationskriege nach Basel emigriert. Der Urenkel jenes großen Kulturhistorikers des 19. Jahrhunderts, der Friedrich Nietzsche geprägt und als jungen Professor hierher gebracht hat, zählt nicht nur zu den eifrigsten und innovationsfreudigsten Theaterbesuchern, er ist auch Kulturpolitiker. Vor Jahren gründete er einen Club von einflussreichen Städtern, um mit privatem Geld Literatur, Musik und Theater zu fördern. Inzwischen wollen die Damen und Herren des Clubs fünf Millionen für ein neues Schauspielhaus geben.

Zuviel Aufhebens um das Gute und Gemeinnützige, das man so tut, gilt allerdings als unangebracht. Calvin und Zwingli haben beiderseits ihren Teil daran, daß in Basel Altruismus oft in aller Verschwiegenheit praktiziert wird. Der brave Mann denkt hier zuweilen immer noch an sich selbst zuletzt und gibt sich selten mondan. Von einer Lokalgröße unter den Schweizer Anwälten erzählt die Anekdote, er hätte einst seinem 17jährigen Sohn, der ein Faible für legere Anzüge gehabt hätte, eine Ohrfeige erteilt mit den Worten: „Wir sind nicht reich genug dafür, daß du so schlampig rumlaufen kannst!“

Ein älterer Herr, der 1945 als Commiss in einer hiesigen Kunsthandlung begonnen hatte, beschenkte die Stadt im letzten Herbst mit einem Museum und seiner eigenen Sammlung. Das Museum mit Park, von Renzo Piano gebaut, kostete den Herrn 156 Millionen. Die Sammlung von Matisse bis Bacon und Anselm



WIDERSPRÜCHE UND UNGLEICHZEITIGKEITEN rütteln an der Harmonie.

Foto: Erwin Johann Wodicka

Kiefer ist ein Vierfaches wert. In Basel nahm man diese Geste mit Genugtuung auf, schließlich entstand sogar so etwas wie Begeisterung. Aber während zur gleichen Zeit der Boss von CNN der UNO eine Milliarde Dollar in zehn Jahresstranchen anbot, damit er auf alle Titelseiten der Welt kam, mußte der ältere Herr in Basel, der seine Stadt ähnlich reich beschenkt hatte, zunächst einmal heiße Diskussionen darüber bestehen, wo denn nun die Parkplätze für die Museumsbesucher hinkommen sollen.

Meine Annäherungen an diese Stadt geschehen asymptotisch, erreichen werde ich sie nie, aber sie ist ganz nah. Ich sehe, je länger ich hier bin, keineswegs klarer, eher unklarer, weil ich mehr sehe, mein unruhiger Blick stößt an Konventionen, die für mich keine sind. Jeden Tag wenigstens eine Irritation, wenigstens eine Erinnerung an die Tatsache, daß ich ein Fremder bin, sonst ist der Tag eine Enttäuschung.

Noch werde ich selten enttäuscht. Weil, auf der anderen Rheinseite, ist nah, aber Deutschland ist weit. Dabei ist Deutschland für den Ostdeutschen, der ich weiterhin gefügig bin, auch eine Irritation, aber eine, die enttäuscht. Ausruhen von Deutschland ist das hier, und zwar mit maximaler Intensität und Abwendung. Der Blick, der zu viel sieht, um klar sein zu können, krümmt sich nach vorn zurück. Das Fremde kommt auf mich zu, dringt in mich ein. Basel ist auch eine Wiederentdeckung der DDR. Eine dankbare Wiederentdeckung.

Natürlich ist alles anders als damals im Osten, hinterm Elektrozaun. Aber es gibt Koinzidenzen, die stärker sind als alle menschliche Vernunft. Die Schweiz als die vermeintlich gutgegangene geschlossene Gesellschaft. Welche staatliche Fürsorge auch hier! Auf dem Antrag für eine Aufenthaltsgenehmigung muß eine ausländische Familie Name und Adresse einer regelmäßigen Kinderbetreuung angeben, falls auch die Mutter in der Schweiz zu arbeiten beabsichtigt. Die Integration der Fremden reicht vom Müllsack (Begrüßungsgeschenk in Zürich) bis zum elterlichen Arbeitseinsatz im Schulgarten (Subbotnik hieß das einmal...) vor laufendem Kameras des Lokal-Senders. Aber auch die Integration hat ihre Grenzen: Einen Telefonanschluß bekommt als Ausländer nur, wer 500 Franken Kautions bei der Telecom hinterlegt. Auch beim Steuerzahlen wird das Vertrauen in den „Zuzüger“ nicht hoch veranschlagt. Während die Schweizer jährlich und nachträglich Steuern zahlen, wird Ausländern sofort die sogenannte Quellensteuer abgezogen.

Doch vor allem entgehen die Helvetier selbst nicht der einheimischen Staatsfürsorge. Da wird verwahrt, wer der namentlich auf Plakaten veröffentlichten Schießpflicht nicht nachkommt. Das Militär ist noch eine ernste Sache. Verweigerungen werden nach wie vor mit unzeitgemäßer Strenge quittiert. Eine Politesse kann durchaus in Empörung ausbrechen, wenn jemand beteuert, seit Monaten ungehindert an derselben, offenbar nun unerlaubten Stelle vor der eigenen Garage den Wagen geparkt zu haben. Wieso die Nachbarn das nicht ordnungsgemäß verzeigt hätten...!

Überhaupt, die Parkwächterinnen. Stellt jemand seine Parkuhr vor, kann es ihm passieren, daß er gleich zweimal bestraft wird: für das Vorstellen und

für die Überschreitung der Parkzeit. Symptom für die schweizspezifische Zeitrechnung: Man ist nicht entweder zu früh oder zu spät dran, sondern sowohl als auch. Das muß zweimal gehandelt werden! „Wir sind ein ordentliches Land!“, hat mir einmal eine Polizistin durch die Frontscheibe meines Autos zugerufen. Dabei ging ihr Zeigefinger, schon eher ihr Zeige-Arm, synchron mit meinem Scheibenwischer.

Ich kann gar nicht anders, als mich schlagartig erinnern. Und mich in Erinnerungen verirren. War das hier oder dort, in der heutigen Schweiz oder in der alten DDR? Während am 1. November 1986 nach dem großen Chemieunfall von Sandoz in Basel TV und Radio pausenlos dazu aufriefen, zuhause zu bleiben und Türen und Fenster geschlossen zu halten, wurden korrekterweise noch Strafzettel für Falschparker verteilt. Den Brief, den die Lehrerin unserer Tochter geschrieben hat, eine Einladung zur Elternversammlung: Hast Du vor 25 Jahren nicht auch solche Briefe mit nach Hause gebracht? In den letzten Jahren, im neuen Deutschland, sah ich dergleichen Autoritätsepisteln nie.

Früher ging alles langsamer, auch die Vergangenheit. Allmählich wird dieses Land, auch diese Stadt von der Vergangenheit eingeholt. Mit der Saubermann-Attitüde ist es gründlich vorbei, 700 Jahre Neutralität schwer beschädigt. Mit dem Jet lag patriotischer Gewißheit stürzt die kleine Alpen-Gesellschaft in eine unwirtliche Gegenwart weltlicher Beschimpfung. Plötzlich ist das nationale Selbstverständnis futsch. Kennst Du das Land, wo die Mythen blühen, die Mythen einer scheinbar besseren Vergangenheit? Wo die Wehklagen gedeihen über eine ungerechte Zeit? Bewußtseinserosionen, Identitätsübergänge – DDR, Schweiz. Zuweilen scheint es noch, der Fluß trage in Basel heimlich die Zeit unter den Brücken vorbei, zumindest den Zeitgeist, besser: das Zeitgespenst. Zurück bleiben Zwillinge der Ungleichzeitigkeit. Der Daig und die indonesisch-orientalische Multikultur, das Nummernkonto und die Guggenmusik, Pharmazie von morgen und Gastronomie von gestern. Da fusionieren die nahezu größten Pharmazie-konzerne und Banken der Welt vor der Silhouette von Schwarzwald, Vogesen und Jura, und in das Börsengeschrei um Maximalrenditen mischt sich das harmonische Geläut der Herdenglocken.

Der Widerspruch ist hier die normale Erscheinungsform. Vor zwei Jahren demonstrierten patriotische Kunstliebhaber, weil ich das Klassische Ballett abzuschaffen bereit war, inzwischen sind Vorstellungen des Tanztheaters gut verkauft. Ich wüßte keine Stadt in Deutschland, wo solche Paradigmenwechsel, solche Zeitsprünge möglich wären. Es kommen Brie-

fe, in denen 70jährige Damen mit spätem Enthusiasmus von ihrer Begegnung mit John Cage vor 30 Jahren in Frankreich erzählen, und solche, in denen ich für die unordentliche Frisur des Dirigenten in der letzten Aufführung verantwortlich gemacht werde. Das ist schön, und das ist längst nicht mehr normal. Normal ist Teilnahmslosigkeit, eine Eigenschaft, von der Basel weniger angegriffen scheint.

Die Weltordnung, wenn es sie überhaupt geben könnte, müßte eine schweizerische sein. Es gilt: ein jeder lebe still bei sich daheim, dem Friedlichen gewährt man gern den Frieden. Idyll des Gleichgewichts, des sowohl als auch. – Das klingt politisch anständig, korrekt. Erst recht, da es von einem Ausländer kommt. Ausländer sind sowieso die besseren Einheimischen. Aber eben mit einer Ausnahme: mit der Ausnahme der Deutschen. Uns ist wahrscheinlich noch nie und nirgendwo die Anpassung gelungen, nicht einmal in Deutschland, dazu wollen wir sie viel zu heftig. Weil ich in den letzten Jahren die Invasion meiner Landsleute aus dem Westen in den unheimlichen Garten Eden der morschen DDR erlebt habe, kenne ich das Feindbild, das die Deutschen abgeben. Ich kenne es als Feindbild. Mit diesen Leuten wollte ich nichts zu tun haben. Manchmal bin ich hier in der prekären Lage, mit dem Feindbild verglichen zu werden. Selten mache ich dabei eine gute Figur. Wenn man nur inkompetent genug ist, dann kann man alles sagen, sogar Positives.

Aber die Ungleichzeitigkeiten rütteln an der helvetischen Harmonie. Zum Beispiel stinkt die Chemie nicht mehr, aber Geld, Geld stinkt jetzt. Als ein Schweizer an einer Berliner Ampel bei Grün nicht los fuhr, rief ihm ein Taxifahrer zu: „Tell, du wartest wohl, bis die Äpfel reif sind?“ Die Äpfel sind reif, der Bogen ist gespannt, die Mutproben stehen bevor, auch die antizyklische Lebensform dieser Gesellschaft schwingt sich allmählich auf zeitgemäße Rhythmen ein. Aber die große Zentrifuge von Produktion und Konsum drückt auch hier immer mehr an die Wand. Noch sind die Ablenkungsmanöver von Entertainment und Vernetzung unzureichend organisiert. An den Infosäulen hängen neben den Veranstaltungsauffischen die Mitteilungen zu den Schießübungen des Militärs. Aber die werden regelmäßig überlebt. Das könnte mit der ganzen guten alten Tradition passieren: Sie wird überlebt. Dann ist sie weg, und alles hüllt sich in buntes Grau. Eine widrige Vorstellung.

Der Autor, 1960 in Eisenach geboren, ist Diplomquantenchemiker. 1992 wurde er Theaterintendant in Gera, seit 1996 leitet er das Theater Basel.



UNDERS ALS IN AMERIKA, wird Gutes in der Schweiz eher im Stillen praktiziert. Auch um Ernst Beyeler, der Basel im letzten Herbst mit einem Museum beschenkte, wurde nicht allzu viel Wind gemacht. Foto: d. storeport